

Die Solisten wehren sich

In Basel erhalten Jazz- und Popmusiker kaum Geld vom Staat. Der Bassist Fabian Gisler will das ändern

VON MARLON RUSCH

Die Zahl liest sich wie ein Tippfehler: 97 Prozent der öffentlichen Musikfördergelder fließen im Kanton Basel-Stadt in die Klassik. Alle anderen Sparten – Pop, Rock, Jazz, Metal, Hip-Hop, Electronica und alles, was dazwischen liegt – teilen sich die restlichen drei Prozent.

Das hat historische Gründe. Die Hochkultur entstand vor Hunderten von Jahren aus einem bürgerlichen Selbstverständnis heraus: Man baute die Stadttheater und Opernhäuser in die Mitte der Gesellschaft hinein, die Ensembles und Orchester wurden ein Posten in den städtischen Budgets. Die Popkultur hingegen ist relativ neu, und sie kommt von außen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte sich die westliche Jugend verwirklichen, nach 1968 begann sie auch in der Schweiz, sich Freiheiten und Räume zu erkämpfen – Revolution statt Evolution.

Heute, 50 Jahre später, ist die Welt eine andere. Die Popkultur ist längst da angekommen, wo die Hochkultur einst das Monopol hatte: in der Mitte der Gesellschaft. Die Förderpolitik aber, die ist stehen geblieben.

97 Prozent. Die Zahl ist keine Basler Eigenheit. In allen anderen Schweizer Städten ist das Fördergeldverhältnis ähnlich einseitig. Und immer mal wieder sorgt dies für Empörung. So auch im Sommer 2019 beim Jazz-Bassisten Fabian Gisler.

Gisler ist ein drahtiger Typ Anfang 40. Mit dem Trio Rusconi war er das Aushängeschild der jungen Schweizer Szene, spielte europaweit beachtete Alben ein, tourte durch Asien. Die ZEIT schrieb 2014: »Der Jazz ist ihnen nicht Museum, sondern Abenteuerplatz.« Doch Gisler trat auch schon früh in die SP ein und kam bald zum Schluss: »Es braucht mehr Demokratie in der Kulturförderung.«

Im Sommer 2019 schrieb er die Namen von zwanzig freischaffenden Musikerinnen und Musiker aus Basel auf einen Zettel und begann, sich mit ihnen auszutauschen. Im November 2019 gründete er mit einer Handvoll Gleichgesinnten die IG Musik Basel. Ihr Ziel: eine angemessene und faire Förderung für alle Arten von Musik.

Nun, nach zweijähriger Arbeit, lanciert die Gruppe die kantonale »Volksinitiative für zeitgemäße Musikförderung«. Nach intensiven Diskussionen wollen sie nun nicht mehr einfach mehr Geld für Jazz und Pop, also für ihre Genres. Es sei nicht zielführend, verschiedene Musiksparten gegeneinander auszuspielen, sagt Fabian Gisler. Sie wollten den Graben zwischen dem institutionellen Kulturschaffen und der freien Szene zuschütten – 96 Prozent der öffentlichen Fördergelder gingen derzeit an Institutionen, wiederum 90 Prozent davon an Orchester. Natürlich sei ihm klar, dass es

etwas koste, ein Symphonieorchester zu unterhalten und faire Löhne zu bezahlen. Das rechtfertige aber nicht, dass professionelle Freischaffende von Klassik bis Hip-Hop aus dem Zehn-Millionen-Fördertopf lediglich 400.000 Franken erhielten. »Damit fördert Basel an der heutigen Gesellschaft vorbei«, sagt Gisler.

Am kommenden Montag wird der Initiativtext veröffentlicht. Die Forderungen klingen moderat, doch sie würden die Förderpraxis umkrempeln: Mindestens ein Drittel der Förderbeiträge müsste künftig an »freie professionelle Musikschaffende« gehen. Für die Umsetzung geben die Initianten dem Kanton acht Jahre Zeit. Fabian Gisler sagt, er sei gespannt auf die Reaktionen. Er klingt zuversichtlich. Im Sommer 2020 hatte die IG Musik ein Grundlagenpapier für eine zeitgemäße Musikförderung veröffentlicht, das dann auch prompt ins kantonale Kulturleitbild einfluss. Für Gisler der Beweis: Das politische Engagement lohnt sich.

Dass er sich für eine faire Kulturförderung einsetzt, hat mit seiner Geschichte zu tun. Die Band Rusconi ist ein Paradebeispiel für gelungene Förderung. Immer wieder bekam sie namhafte Projektbeiträge von der Stadt Zürich. So konnte sich die Band entwickeln und schaffte es in die »prioritäre Förderung« der eidgenössischen Kulturstiftung Pro Helvetia. Schließlich erhielt Rusconi gar ein »mehrjähriges, personenbezogenes Stipendium« einer Basler Stiftung, eine Art fixen Monatslohn. »Das war verückt«, sagt Gisler. »Durch die Förderung fand eine Professionalisierung statt, die Struktur unserer Arbeit hat sich verändert – und das hat uns völlig neue Möglichkeiten erschlossen.« Das Beispiel Rusconi habe ihm gezeigt, dass Kulturförderung eine Signalwirkung habe und enorm viel bewirken könne.

Die IG Musik will mit ihrer Initiative die Basler Kulturszene stärken. Doch sie macht sich damit nicht nur Freunde. Dem Kanton Basel-Stadt geht es finanziell zwar gut, aber wenn es um die Kultur geht, beginnen auch hier die Streitereien. Wenn Geld neu verteilt werden soll und gleichzeitig kein neues Geld dazukommt – dann muss jemand verzichten. Gemäß der Initiative wäre das die institutionalisierte Kultur, allen voran die Orchester. Gewisse Leute würden wahn Sinnig empfindlich reagieren, sagt Gisler: »Uns wird teilweise schon vorgeworfen, dass wir überhaupt erwähnen, wie ungleich die Gelder verteilt sind.«

Das Anliegen droht schon am Szene-Neid zu scheitern. Doch Gisler bleibt zuversichtlich. Er hofft auf eine konstruktive Debatte – und auf die Kraft der Einheit: »Wenn alle mitmachen, haben wir eine starke Lobby. Und gute Chancen, dass wir nicht umverteilen müssen, sondern dass der Topf größer wird.«



Durchgekämpft. Als 2016 ein Erdbeben das Städtchen Camerino in den Marken erschütterte, geriet auch das Leben von Danijel Jakupovic aus dem Lot. Er verlor sein Gym und sein Zuhause. Mit seiner Frau zog er nach Norditalien, später ins Tessin. »Zuerst hielten wir uns mit Gelegenheitsjobs über Wasser«, sagt Jakupovic dem Fotografen Fabrizio Albertini. Inzwischen hat er eine feste Stelle als Trainer im Boxe Club Ascona. www.zeit.de/instagram

SERVUS. GRÜEZI. HALLO.

Motel Mittelland

Egerkingen, das ist mehr als ein Autobahnkreuz. Hier wurde 1984 die erste Seifenoper im deutschsprachigen Raum gedreht: *Motel*. Die Serie war ein Straßenfeger und ein Skandal zugleich: Erstmals waren in der Fernseh-Primetime ein Kuss zwischen zwei Männern sowie die Brustwarzen einer Frau zu sehen. Was – o Ironie! – ausgerechnet die Boulevardzeitung *Blick* wochenlang empörte. In der neuen Folge von *Servus. Grüezi. Hallo.* sprechen die beiden ZEIT-Korrespondenten Matthias Daum aus Zürich und Florian Gasser aus Wien mit Lenz Jacobsen von ZEIT ONLINE in Berlin über die beliebtesten TV-Serien in unseren Ländern.

www.zeit.de/alpenpodcast

POSTLEITZAHL

6410

Wie auf Rigi-Kulm ein Grandhotel verschwand

Um den Abbruch des verhassten Bauwerks zu finanzieren, verkauften die erbosten Heimat-schützer Abertausende Schoggitaler im ganzen Land. »Säuberung des Rigi-Gipfels« nannten sie ihre Aktion im Jahr 1951. Es war der Höhepunkt einer Kampagne, die sich gegen die »verlotterte Erbschaft aus der schlechtesten Zeit des letzten Jahrhunderts« richtete. Gegen die protzigen Bauten aus der Belle Époque, die als städtische Fremdkörper in der vermeintlich heilen Bergwelt empfunden wurden. Und gegen die globalen Eliten, für deren Lebenswandel sie standen; die ersten Alpentouristen kamen bekanntlich aus England.

Also wurde 1952 auf Rigi-Kulm das Grandhotel Schreiber mitsamt seinen Nebengebäuden abgerissen und aus dem Baumaterial ein neues, bescheidenes Berghotel im Landi-Dörfli-Stil errichtet. Endlich war sie da, die »freie Sicht auf freies Land«.

Gebaut hatte das Grandhotel Schreiber ein Mann namens Horace Edouard Davinet. Die junge Lausanner Architekturstudierende Alexandra Ecclesia hat ihm erst ihre Masterarbeit und nun ein ganzes Buch gewidmet. Sie erzählt darin die Geschichte des 1839 in Frankreich geborenen Architekten, der in Bern zu seinem Schwager Friedrich Studer in die Lehre ging und dem als gerade mal 25-Jährigem die Bau-führung des Grand Hotels Victoria in Inter-laken übertragen wurde. Später wurde daraus das weltbekannte Victoria-Jungfrau und aus Davinet einer der namhaftesten Hotel-Architekten in den Alpen. Er entwarf unter anderem, ebenfalls in Interlaken, das Beau-Rivage, bei den Giessbachfällen oberhalb des Brienz-sees das Grandhotel und 1875 auf der Rigi das Aussichtshotel Schreiber. Mal baute er einen Neurenaissance-Palast, mal im Schweizer Laubsägel-Stil. Neben seinen Hotelkästen plante er zahlreiche Villen, Mehrfamilienhäuser und ganze Stadterweiterungen, zum Beispiel für das Kirchenfeldquartier in Bern oder am Rand der Stadt Lausanne. Sein Werkkatalog gleicht einem architekturhistorischen Pot-pourri. 1922 starb Horace Edouard Davinet.

Seine Bauten aber blieben – mal abgesehen vom Abbruch-Objekt auf der Rigi, und fast hätte es auch seinen Hotelpalast bei den Giessbachfällen erwischt. In den frühen 1980er-Jahren wollten ihn die Besitzer abreißen und ein Hotel im Jumbo-Chalet-Stil errichten. Es waren der Landschaftsschützer Franz Weber und – ausgerechnet! – der Schweizer Heimatschutz, die den Davinet-Bau retteten. Heute preist er das Haus in seinem Hotelführer als eines der schönsten im Land, »in denen eine hohe Bau-kultur gepflegt und ehrliche Gastfreundschaft gelebt wird.«

MATTHIAS DAUM

Alexandra Ecclesia: Horace Edouard Davinet 1839–1922. Hotelarchitekt und Städteplaner; Hier + Jetzt Verlag, Baden 2021

ANZEIGE




«Wir sagen überzeugt JA zum CO₂-Gesetz. Mehr Klimaschutz heisst mehr Innovation und Arbeitsplätze.»

DANIEL JOSITSCH
Ständerat SP

JA

RUEDI NOSER
Ständerat FDP

Komitee CO₂-Gesetz JA • Hohlstrasse 110 • 8010 Zürich